



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Heinrich Sohnrey

Schöpke, Karl

Holzminden, 1949

Pfleger und Gestalter heimatlichen Volkstums.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-83827](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-83827)

Pfleger und Gestalter heimatlichen Volkstums

„Nicht Abgestorbenes zu konservieren, sondern Lebensvolles zu entwickeln und Entartetes zu veredeln, ist Zweck und Ziel der Wohlfahrtspflege auf dem Gebiete des Volkstums.“

H. Söhnren.

In unserem Bericht über die reichgestaltete Lebensarbeit Söhnrens sind wir nun allmählich wieder dort angekommen, wovon wir in den ersten vier Abschnitten dieses Buches ausgegangen waren: beim Heimatlichen und Volkskundlichen.

Es kann gar nicht ernst und entschieden und oft genug betont werden, daß für Söhnren Heimat und Volkstum keine „romantischen“ oder „sentimentalen“ oder gar „ästhetischen“ Begriffe sind! Für ihn, den Sohn eines alten Bauerndorfes und einer schönen Heimatlandschaft, sind diese Dinge gänzlich reale, so selbstverständliche Werte wie das Pflügen des Ackers, Füttern der Kühe und Striegeln der Pferde. Seine Freude an diesen Werten ist also

ebenso wenig „sentimental“ oder „romantisch“ wie diejenige eines jeden natürlichen Menschen an dem Dunkelgrün des Bergwaldes und dem Hellgrün der Flußwiesen oder an einem springenden Fohlen und einer dahingiehenden Schafherde! Aber diese Freude ist auch keineswegs bloß künstlerisch begründet, sondern der Kenner und Erleber des ländlichen Daseins sieht in diesen anscheinend nur ideellen Werten auch unerseßliche wirtschaftliche, soziale, kulturelle und religiöse Werte.

Und er sah viel früher und schärfer die allseitigen Folgen des Verlustes dieser Werte durch die Einwirkungen der modernen Zivilisation:

„Selbstschöpferisch und selbstorgend hatte der ursprüngliche Volksgeist nicht nur ein materielles sondern auch ein ideelles Volkstum geschaffen, in welchem alle menschlichen Verhältnisse und Bedürfnisse, die der Seele nicht minder als die des Leibes, ein naturgemäßes Genüge finden konnten, das auch die sündhaften Triebe des alten Menschen gut in Zucht zu halten wußte . . .“

„Was viele bei der Erklärung des Zuges nach den Städten kurzweg als schnöde Vergnügungssucht bezeichnen und behandeln, ist in Wirklichkeit zumeist nichts anderes als eine ganz natürliche Folge der verödeten Zustände auf dem Lande, die mit dem Zerfall des ursprünglichen Volkstums allorten eintraten . . .“ — „So ist das ländliche Volkstum zu einem Trümmerhaufen geworden, im Dorfe

eine Poesiearmut, eine Öde und Leere entstanden, die alle Lust und Freude des jungen Gemütes am Landleben ertöten mußte." — „Daraus, wie insbesondere noch aus der gänzlichen Verwahrlosung des geselligen Gemeinschaftslebens entstand dann vielfach eine Irrlichterei, eine Vergnügungs- und Lebensucht, die sich einesteils gewiß auch mit in dem Zuge nach den Städten äußert, sich aber noch mehr in der ganzen sinnlosen und wüsten Art bekundet, wie heute das Gesellschaftsleben auf dem Lande sich betätigt, wie insbesondere die ländlichen Feste gefeiert werden!“

Erstaunlich groß und vielgestaltig war der Arbeitsbereich, den sich Heinrich Cohnrey für seine Lebensarbeit auf dem Gebiete „Heimat und Volkstum“ erwählt hatte. Die „Heimat“ begann ja bei den dunklen Bergketten und Wäldern, welche die dörfliche Landschaft umsäumten, und das darin eingebettete Volkstum endete — oben in einem jenseitigen Himmel, den ihm sowohl ein uralter Naturglaube als dann in endgültiger Verklärung das Wort Gottes gezeigt hatte...

Die Berge! Selbst diese urzeitlichen Denkmäler der millionenjährigen Erdentwicklung hatte bereits die Generation Cohnreys brutal und skrupellos mit ihren großen Steinbrüchen angeschlagen und verwundet. Und auch die wenigen Felsblöcke, welche

die Eiszeit in die norddeutsche Tiefebene verstreut hatte, waren größtenteils zu Baumaterial zersprengt und zertrümmert worden. Die Natur war auf ein Geschlecht geraten, „welches verlernt zu haben scheint, daß alles technische Können unzureichend ist, wenn es sich nicht an den Leben und Schönheit hervorbringenden Schöpfungsgedanken anlehnt“ (Sohnrey).

Aus der Abwehr dieser rein materialistischen, auf bloßen Gewinn und „Nutzen“ eingestellten Denk- und Handlungsweise der modernen Zivilisation ist frühestens ab 1900 (also spät, reichlich spät!) in Deutschland die Naturschutz-Bewegung entstanden. Ihr wurde von Sohnrey in seinen „Wegweisern“ stets mit überzeugenden Worten und Angaben weiter Bahn gebrochen.

Aber weit empfindlicher noch und stärker dem Zugriff und dem Vernichtungseifer menschlicher Gewinn- und Habsucht, freilich auch bisweilen menschlicher Not ausgesetzt ist das pflanzliche Gebiet des Naturschutzes: der Wald, die Haine, die Baum- und Strauchgruppen und die Hecken. Gottlob hat Sohnrey, dieser Sohn des Waldes, nichts mehr gesehen von der ungeheuren Waldvernichtung in den südhannoverschen Bergen seit 1945; es müßte denn sein, daß das Krachen der fallenden Buchen und Fichten des Sollings gelegentlich auch an sein Ohr schlug, da er als alter kranker Mann seine Stube in Neuhaus hütete!

Aber die Gehölze, die Baumalleen, die Baum- und Strauchgruppen, die Hecken, die hatte er schon von seiner Jugend an fallen und brennen sehen, eine Folge der so materialistisch-mechanisch, rationalistisch und geometrisch durchgeführten Gemeinheitsteilung und Verkoppelung. Und er klagte: „Gerade die ertragreichen Böden verfallen am leichtesten dem Schicksal, ‚Kulturwüsten‘ zu werden.“ (Eigentlich ist die Wortsilbe „Kultur“ für solche „Rübenwüsten“ und „Getreidesteppen“, wie wir sie heute besonders in der Provinz Sachsen, leider auch in Südhannover vorfinden, viel zu schade!)

Seitdem er in „Hütte und Schloß“ zum erstenmal auf dies verhängnisvolle Ergebnis der Verkoppelung und der „modernen“ Landwirtschaft hingewiesen hat, kämpfte er sein ganzes Leben lang mit der ganzen Fülle seines Erlebens und seiner Sachkenntnis und mit unermüdlicher niedersächsischer Zähigkeit für Baum und Strauch, für Baumstreifen und Hecken.

Er kann sich mit allen Vertretern des Naturschutzes darauf berufen, daß zwar die „moderne“ Agrikultur diesen natürlichen Schmuck und Schutz der Landschaft zerstört hat, aber eine neuzeitliche Landwirtschaft längst dahinter gekommen ist, welche praktische, die Fruchtbarkeit des Bodens erhaltende und steigende Bedeutung eine kräftige Unterteilung der Acker- und Grünlandfluren

durch Gehölze, Baumstreifen, Hecken und Wallhecken (Knicks) gewinnt.

Natürlich setzt sich Cohnrey nicht bloß für die Erhaltung der Reste dieser Baum- und Heckenanlagen sondern auch für eine großzügige Neuanlage von solchen ein, wo irgend und wann irgend es geschehen kann.

Zum Naturschutz zählt auch der Tierschutz und die Tierpflege. Es ist hier schon einmal darauf hingewiesen worden, welch ein feinsinniger Tierbeobachter und warmer Tierfreund Cohnrey war. Es grenzt fast schon an die Erzählungen der Volksmärchen von den auserwählten Menschen, welche die Sprache der Tiere verstehen, was dieses Sonntagskind von den Tauben Friedesfinchens, von ihrer flugen Ziege und von den überaus flugen vier Hofmeistergänsen alles zu berichten weiß!

Daß er da in vielen seiner Schriften für eine gute körperliche und seelische Behandlung der dem Menschen anvertrauten Tierwelt warm eintrat, ist selbstverständlich. Ganz besonders aber unterstützte er alle die Bestrebungen zur Erhaltung, Vermehrung und Sicherung unserer nützlichen Vogelwelt.

Auch auf dem Gebiete des Vogelschutzes hat das materialistische Zeitalter (das ja keineswegs überwunden ist!) ungeheure Unterlassungs- und Tatsünden begangen, und nicht ohne ernste Berechtigung auch für deutsche Verhältnisse führt hier

Cohnrey eine harte Stelle aus dem Landwirtschaftlichen Zentralblatt der Schweiz an:

„Die Landwirte haben das Glück, das Leben in freier Natur zubringen zu können, aber viele sehen nichts und lernen nichts vom wunderbaren Haushalt, der da waltet, vom reizvollen Zusammenhang der Dinge, und wenn sie hundert Jahre alt würden, so wäre ihre Kenntnis beim Austritt aus dieser Welt fast gerade so primitiv wie beim Eintritt in sie!“

Wie viele Landwirte, ja vielleicht auch wie viele Gärtner wissen z. B., daß ein einziges Meisenpaar mit seiner Nachkommenschaft in einem Jahr mindestens $1\frac{1}{2}$ Zentner — ein und einen halben Zentner! — lebende Insekten und Insekteneier verzehrt? *)

Damit sind wir auf unserer geistigen Wanderung durch die Cohnreysche Welt der Heimat- und Volkstumspflege bereits in die Obstgärten des Dorfes selbst getreten und hören gerne von ihm,

*) Es soll hier auch nicht verschwiegen werden, daß die anscheinend wirksameren und anscheinend bequemerem Spritzmethoden dem Vogelschuß mindestens psychologisch (vielleicht auch physiologisch!) sehr starken Abbruch tun. Lieber einmal mehr gespritzt, als einen Meisenkasten bauen und aufhängen! — Dabei soll keineswegs die Notwendigkeit des Spritzens in Abrede gestellt werden, jedenfalls solange nicht, als sie nicht durch bessere und natürlichere Mittel überflüssig gemacht wird.

was er über die heimatlliche Bauweise zu sagen hat. Daß sein Herz und das seiner Freunde an den heimatllichen Bauweisen ebenso hing wie an allem anderen gesunden Heimatllichen, ist bei Cohnreys selbstverständlich. Aus diesem Grunde trat seine Bewegung überall warm dafür ein, daß man „soviel und solange als möglich durch behutsamste Reparaturarbeiten die auf uns überkommenen alten Beispiele ländlicher Bauweisen in Nord und Süd zu erhalten suche, wo sie dem Landmann noch heute in ihrer erprobten handwerklichen und wirtschaftlichen Güte alle seine Bedürfnisse erfüllen. Sie geben der Landschaft ihr Gepräge und erscheinen wie ihre naturgewachsenen Kinder, sie dürfen noch heute der Stolz der Bauern sein und die Bewunderung der Städter erregen.“

Wenn wir an Cohnreys eigene „Lindenhütte“ in Südde denken, ein kleines, sehr einfaches Fachwerkhäuschen, das in Cohnreys Jugendjahren noch überaus bedenkliche „bautechnische Mängel“ aufwies, dann fühlen wir auch: Es ist nicht bloß das harmonische künstlerische Bild, das für die möglichste, für die jahrhundertlange Erhaltung solcher alter Wohn- und Wirtschaftsgebäude (selbst auf Kosten mancher neuzeitlicher Annehmlichkeiten) spricht, sondern noch etwas Tieferes: An diesen alten Wänden und Balken, an diesen Türen und Fenstern haften die Erinnerungen von tausend

Handlungen und Worten der Vorfahren; in ihnen leben und weben deren Seelen weiter, mahnend, warnend, tröstend und anfeuernd; diese alten Räume und die ererbten Gegenstände darin bergen die unsichtbare Kette, die das jüngste Kind der Familie mit dem ältesten Urahn geheimnisvoll verbindet. Und es braucht sich nur einer zu finden, der die Geschichte der früheren Bewohner dieses Hauses aufstellt und — all die Räume, Winkel, Ecken eines solchen alten Hauses und der alte Hausrat darin bekommen mit einem Male wieder Leben und Wirksamkeit für die Gegenwart . . .

So viel von der möglichsten Erhaltung der alten Wohn- und Wirtschaftshäuser. Wo freilich Neu- oder grundlegende Umbauten notwendig werden, standen und stehen die in der Gohren'schen Ideenwelt wirkenden Baufachleute auf folgendem Standpunkt: Nicht einfach das Heimatliche und Überkommene nachbauen, etwa auf Kosten der heute verlangten Wohnlichkeit, Gesundheit und Wirtschaftlichkeit, sondern im alten Geiste neu gestalten und bauen. Die Materialknappheit und Armllichkeit schon der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg, noch mehr natürlich der Jetztzeit, läßt manchmal freilich zu Lösungen greifen, die nur scheinbar wirtschaftlicher sind als die althergebrachten. Es ist zum Beispiel noch eine privat- und volkswirtschaftliche Frage, ob das wärmewirtschaftlich so zweckmäßige und überaus dauerhafte Rethdach, auf

längere Sicht gesehen, nicht doch wesentlich billiger kommt als das mit teurer Ruhrkohle und hohen Transportkosten belastete Ziegeldach.

Über die heimatliche Bauweise ist viel Schönes und Praktisches in dem trefflichen Buch und Sammelwerk: „S o h n r e y, Kunst auf dem Lande“, Bielefeld 1929, gesagt, wo Architekt Lindner über das neuzeitliche Bauen auf dem Lande geschrieben hat. Ähnliche Sorgen und Mühen machte sich Sohnrey um die b ä u e r l i c h e H a u s k u n s t. Er und seine Freunde wußten, welch gesundes und herzerfreuendes Kunstschaffen in dem a l t e n Bauernhausrat steckte, den die Dorfhandwerker oder die Hausbewohner selber in fleißiger, mühevoller aber zufriedener Arbeit hergestellt hatten: in den Möbeln, in den alten Geräten, im Geschirr, in den Holz- und Schmiedearbeiten, in den Webstoffen und Trachten, im Schmuck usw.

Auch hier war es nicht nur das Heimatliche, Familieneigene, Schöne und zugleich Praktische, was diesen alten Hausrat lieb und teuer machte, sondern noch mehr die persönlichen und familiären E r i n n e r u n g e n, die daran haften. Welche Bedeutung diese für die Stärkung der Seele gerade unter erschweren Lebensumständen haben kann, das schildert Sohnrey so schön bei westfälischen Bauernsiedlern, die nach Posen-Westpreußen auswanderten: Manche verkauften vor der Abreise ihre neuen, oft recht guten, aber städtischen Möbelstücke auf der Auktion.

Ihre Familienstücke jedoch, alt, schon etwas wurmstichig, aber kunstvoll, geschnitzte Truhen und Schränke nahmen sie auf die weite Reise nach dem Osten mit. „Die Erbstücke alter Heimatkunst aber waren ihnen nicht feil gewesen, sie wurden mit in die Fremde genommen, und ich hatte bei meinen Besuchen in jenen Häusern immer wieder das Gefühl, das ich übrigens auch immer wieder in den Äußerungen der Leute bestätigt fand, die alten Kunsterzeugnisse waren Schutz und Zuflucht des Heimatgeistes, der den Ansiedlern mit dem Bewußtsein eigener Kultur das Einwurzeln auf der fremden Scholle erleichterte.“

Alles, was von Cohnrey und seinen Freunden über den bäuerlichen Hausrat zu sagen war, ist in einem Sonderdruck „Kunst auf dem Lande“ niedergelegt, wo Behm den Abschnitt über ländliche Wohnungseinrichtungen geschrieben hat.

Nicht ganz den gleichen Standpunkt wie bezüglich des ländlichen Hauses und Hausrates nahm Cohnrey und sein Kreis bezüglich der Volkstracht ein; denn noch erheblich mehr als die Wohnung und ihre Einrichtung muß die Kleidung den Gegenwartsbedürfnissen angepaßt sein, sowohl denen der Berufsarbeit als denen der Geselligkeit. Es ist auch nicht angebracht, immer und überall sich in der Kleidung von den anderen zu sehr abzuheben. Darum meint Cohnrey, „daß es sich für uns niemals darum gehandelt hat und handeln soll, Abgestorbenes oder

Erstarrtes künstlich zu erhalten oder zu galvanisieren". „Aber auch in solchen Gebieten, in denen die Volkstracht noch lebt und lebenskräftige Triebe zeigt . . . darf es uns nicht darauf ankommen, nur das Alte zu pflegen, also die alte Tracht genau so, wie sie von den Ahnen überliefert wurde, zu erhalten. Das hieße, sie der Erstarrung anheimfallen lassen und ihren Lebenstrieb unterbinden. Nicht die alte, sondern die heimische Tracht!"

Darum lehnte Gohnrey auch Trachtenfeste, Umzüge und dergl. ab. Wohl aber lobte und förderte er ideell etwas anderes: Daß in einer größeren oder kleineren Landschaft in Anlehnung an die alte Volkstracht eine neue, mehr den Gegenwartsbedürfnissen angepaßte Landtracht entwickelt wird. Sie kann nur auf selbstgewebten und selbstverarbeiteten Stoffen beruhen. Hier vereinigt sich das Alte mit dem Neuen und hält doch die ländliche Eigenart säuberlich aus dem allgemeinen internationalen Modemischmasch heraus, der nicht einmal für die deutsche Städterin und den deutschen Städter paßt und ganz gedankenlos übernommen worden ist, wie so vieles in unserer heutigen Zeit.

In Ostpreußen, Pommern, Mecklenburg und anderswo hatten sich vor 1933 bereits schöne Ansätze zu solchen bodenständigen und doch bequemen, praktischen ländlichen Trachtenkleidungen entwickelt.

Und nun schließlich die Volksbräuche, Feste und Feiern.

In dem Abschnitt „Meister der Volkstumskunde“ haben wir anzudeuten versucht, welch unerhörter, heute kaum mehr faßbarer Reichtum an Volkstumsbräuchen und -sitten noch vor 70 und weniger Jahren den Jahreslauf des Dorfes und den Lebenslauf des Einzelnen begleitete. Keinen wichtigen Einschnitt gab es in der jahreszeitlichen Natur und im landwirtschaftlichen Jahr, keinen bedeutungsvollen Lebensabschnitt von der Geburt bis zum Begräbnis, der nicht erfüllt und umsäumt war von passenden, meist sinnbildlichen Redewendungen, Liedern, Tänzen, Bräuchen, Handlungen, Feiern und Festen. Im Jahreslauf reiheten sich z. B. aneinander: Weihnachtsfest, die Zwölften, Neujahr, Lichtmeß, Mathiastag, Fastnacht, Osterfest, 1. Mai, Pfingstfest, Johannestag (Sonnwende), Erntefest, Martinstag, Schlachtfest, Totenfest.

Und für den einzelnen Dorfbewohner waren es Geburtstag, Kindtaufe, Konfirmationsfeier, Hochzeit, Silberne und Goldene Hochzeit, Totenfeier.

Manche der hierbei geübten Bräuche und Lustbarkeiten waren wohl etwas derb und kräftig, manche auch nicht frei von einer natürlichen Sinnlichkeit; sie waren auch nicht immer unbedingt „sittlich“. Aber stets waren sie „sinnig“, das heißt auch bei größter Ausgelassenheit war doch irgendwo eine

maßhaltende, ernst stimmende Citte eingeschaltet, und auch bei tiefster Trauer sorgte der Branch für Trost und Erhebung.

Dieses ganze ernste und heitere Brauchtum war ungemein dazu angetan, die Gemeinschaft im Dorfe zu pflegen und zu veredeln, so wenn an beiden Osterfeiertagen auf dem Dorfanger in Tühnde „Scharen und Scharen vom Dorf herauf kamen, die ersten eilend und springend, die anderen gleichmäßigen Schrittes, die letzten langsam und stuppelnd. Es sind die Kinder des Dorfes, es sind die Jünglinge und Jungfrauen, es sind die Väter, die Großväter, die Urgroßväter, es sind die Mütter, die Großmütter, die Urgroßmütter — es ist das ganze Dorf, soweit es Beine hat.“

Und dann wird durcheinander gespielt, musiziert, Volkstänze gesprungen, Volkslieder gesungen, endlose Ketten gezogen, Ball gespielt, um die Wette gelaufen und vieles mehr!

Am Abend flammt dann jedesmal das Osterfeuer, das „Paaschefener“ auf und leuchtet zum nächsten Feuerberg hinüber. — Gohnrey hat 1917, als der Ernst des Ersten Weltkrieges überall in Deutschland die Osterfeuer zum Erlöschen zu bringen drohte, eine heilig flammende Schrift für sie, für ihre Erhaltung geschrieben. Er führt darin auch einige herzerfrischende Sätze des Theologen Professor D. Dr. Freybe an, welche mit an den tiefsten

Sinn all dieser uralten Volksitten und -bräuche rühren:

„Denn gerade in und mit solchen Sitten bewahrt ein Volk die lebendige Erinnerung an die Vergangenheit, und zwar in der verständlichsten und anschaulichsten Weise. Wer keine Erinnerung hat, hat auch keine Hoffnung, wer keine Vergangenheit hat, hat auch keine Zukunft. Die Vergangenheit vergessen, bedeutet geistig stumpf werden, absterben. Solcher Vergesslichkeit wehrt nichts in der Welt so sehr als die altererbten und von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzten Sitten... Darum ist geschichtliche Erinnerung in solchen Volksitten zu bewahren und zu pflegen wesentliche Pflicht aller Volksführer in Staat und Kirche...“

Und Gohnren selbst verfocht zeitlebens dichtend und belehrend den Standpunkt: „Die noch vorhandenen, aus alter Zeit stammenden ländlichen Volksfeste mit ihren oft ganz eigenartigen örtlichen Gebräuchen müssen erhalten, erneuert, veredelt und fortgebildet werden.“

Eine entscheidende Rolle schrieb er dabei dem Tanze zu. Mit Recht, denn von der ganzen herrlichen, bunten Welt der alten Volksfeste hat sich ja in den Dörfern meist nur noch das „Tanzvergnügen“ erhalten. Und zwar in der Form der

ödesten, unnatürlichsten und unschönsten Entartung. Da aber nach Cohnrey „eine Besserung der Zustände durch unfruchtbare Verbote nicht erreicht“ wird, muß man mit einer Wiederaufwertung des Tanzes beginnen, wenn man die ländlichen Feste als Ganzes wieder aufwerten will.

Genau wie es in den Städten in den Zeiten der Jugendbewegung der Fall war, müssen sich in den Dörfern Volkstanzgruppen von Burschen und Mädchen zusammenschließen, Volkstänze zu bevorzughenden Festen bei sich und anderen (auch Älteren) einüben und bei jeder passenden Gelegenheit sich durchsetzen. Natürlich können auch gute neue Tänze mit eingeflochten werden.

Allerdings war Cohnrey 1930 der Meinung: „Wir sehen zwar, daß die alten Volkstänze und neugeschaffene bei der wandernden Jugend (er meinte die städtische Jugendbewegung) viel Beifall finden, doch eine Rückwirkung auf die deutsche Tanzkunst ist nicht zu spüren. Diese wird erst eintreten, wenn die modernen und trivialen und kunstlosen Tänze aus dem Tanzsaal verdrängt sind!“

Daß der sonst so tolerante, so ungemein großzügige Kulturpolitiker Cohnrey gerade auf dem Gebiete des ländlichen Tanzes sich so hart und so kompromißlos zeigte, beweist erstens, welche sittliche, soziale und kulturelle Wichtigkeit er dem Tanze beimaß,

und zweitens, daß es in seiner großartigen Kulturarbeit für das deutsche Landvolk auch klare Grenzziehungen gab, an denen er nichts verschoben und verwischt haben wollte. Er sprach nicht gern und oft von dem, was hinter seiner gesunden ländlichen Kulturwelt lag, aber er lehnte gewisse Dinge mit stiller Unverbrüchlichkeit und unbeirrbarer Sicherheit ab. Er war ja ein Reformator nicht des fanatischen Eifers, sondern der zielsicheren Festigkeit. Und damit ist er in den fast zwei Menschenaltern seines Wirkens für das deutsche Landvolk doch recht weit gekommen. Das war um so erstaunlicher, als er sachlich stets gegen den Strom der Zeit geschwommen ist.